

Gespräch

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751340>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wenn sie ihren Sturm ausgebraust haben. Warum denn nicht? Sie haben ihre Jungfernreden gehalten. Gebt ihnen zehn Jahre! Sie schreiben keine Wanderbriefe mehr! Sie monologisieren nicht. Ihre Ausweise werden Laten sein. —

„Hermann Hitz“ kann in keiner Weise einem Zweifel am Talente Moeschlins Kraft geben. Was tat Moeschlin? Er verirrte sich. Gab das Brouillon, statt die ausgetiefte Reinschrift der Dichtung. Das bißchen Berlinerpfaster ist nur hingepakt; aber wo er Schweizererde malte, ist er ein Meister geworden.

Hermann Hitz mit seiner latenten Alpensehnsucht und seinem Hoderlauben kann der Superlativ der Berliner Kultur nicht verblüffen. Auf die Dauer, sagen wir. Man schreie doch nicht ohne Einschränkung von einer Berlinergerfahr im Schweizerroman. Hört man denn die Obermelodie beim „Hitz“ und „Landstörzher“ Paul Hgs nicht: die sanft lächelnde Erledigung und Überwindung der großstädtischen Kultur der Blender und Junkler?

Gespräch

So still mein Freund? Du träumst! Von einem Weibe,
 Ich weiß, ich weiß, ich kenn' die Szenerie,
 Die diesem leichten Spiel zur Folie dient:
 Ein stiller Garten ist's. Aus tausend Kelchen
 Glühn heiße Träume auf, aus tausend Blumen
 Und Glocken, Sternen, dunklen Feuerlilien
 Und rotem Mohn rauscht mit den schweren Düften
 Verhaltne Leidenschaft und züngelt leis empor —
 Und alles steht im Licht, im hellsten Licht
 Und nichts im Schatten, keine Linie, die
 Sich glanzumflossen nicht in Herrlichkeit
 Dem trunknen Aug entgegenneigte, keine,
 Die nicht berauscht von eigener Schönheit wär'.
 Und mitten drin — nein laß mich! ich kann auch
 Ein Träumer sein, ein Dichter, wenn ich will —

Und mitten drin da steht ein Weib und alle
Die Schönheit und die Pracht der tausend Farben,
Die Kelche, Sterne, Blüten, alles dies
Ist nur ein schlechter Abglanz von ihr selbst,
Ist ein verbrauchtes Kleid, das ihr beschämt
Herunter von den weißen Schultern glitt,
Daß sie nun dasteht, nackt und wundervoll
In ihrer reifen Schönheit und das Leuchten
Des blühnden Körpers all den Glanz um sie
Zurück in seine eignen Quellen scheucht —
Die Augen glühen wie das irre Licht
Von matten Perlen zu dir her, die Lippen
Erbeben leis, ihr Lächeln heißt Erfüllung
Und Seligkeit die weißen Arme, die sich sanft
Um deinen Nacken legen, Seligkeit,
Und Rausch und Traum und silbernes Vergessen . . .
Was ist's? Ein Stück, das du schon hundertmal gespielt
Mit Blicken, Mienen, dem verlognen Zauber
Von schönen Worten, die wie trunkne Läufer
Von deinen Lippen taumeln und nun fest
Ins Spiel sich drängen als geschickte Werber
Und buhlen, locken, reizen, klug gesetzt
Aufpeitschen aus der Ruhe alle Sinne.
Und wieder Worte, die im tiefen Schatten
Der Seele wandern und nur leise flehn
Und betteln, seufzen, flüstern, leise lügen
Doch immer lügen, immer! Stets ist ja
Dies alles nur Komödie, nur ein Spiel!
Sag mir, wer ist's? Die kleine Gräfin etwa,
Die Verse auf dich schrieb und dich so liebte,
Daß sie zu sterben schwur, wenn du sie je
Verließeßt — zwar, getan hat sie es nicht
Und war, wie bald! getröstet, als du sie,
Versengt von ihren Küssen noch, zwei Tage später

Mit jenem süßen dummen Ding betrogst,
 Das mit dir ging von ihrem Liebsten weg
 So wie man einen alten Handschuh wechselt
 Für einen neuen. Oder ist's vielleicht
 Die Dunkle vom Theater, die dir immer —
 „Laß mich in Ruh! Mich ekelt dies Gerede“.
 Dich ekelt! Gut! Sehr gut! Mir scheint du bist
 An einem neuen Stück und das Vergangne —
 „Laß das Vergangne ruhn. Was weckst du denn
 Dies alles wieder auf, was wie ein trübes
 Gemisch von toten Wünschen, Leidenschaften
 Von nie erfüllter Sehnsucht und der Qual,
 Die der Enttäuschung immer wieder folgt,
 Mir auf der Seele liegt, gestorben schon
 Und doch noch heimlich lebend, mir das Licht
 Gleich einem Diebe aus dem Dasein stiehlt
 Und jede frohe Stunde, die der Tag
 Mir ins Erleben schickt mit Trauer krönt! —
 Doch du hast recht! Wie oft spielt ich dies Spiel!
 Wie oft schlang meine Sehnsucht nicht die Arme
 Um jede Möglichkeit des Glücks! Wie oft
 Daß süße Worte fielen, weiße Schultern
 An meine Brust sich drängten, das Gefühl
 Gleich Flammen lodern auf zum Himmel schoß
 In Rausch und Taumel so wie nie das Leben
 Zu blühen schien, und alles in mir jauchzte
 Und jeder Nerv und jede Faser bebte:
 Dies ist das Glück! —

Doch eine Stunde später

Grinst' aus zerwühltem Bett mich Ekel an,
 Und aus gebrochenen toten Augen starrte
 Das Leben wieder in mein Leben, hüllte
 In Not und Einsamkeit die Seele, daß sie scheu
 Ins Dunkel irrte, wo auf schwarzem Thron

Gebieten sind der Wahnsinn und der — Tod.“
Was klagst du viel? Das Leben ist nun einmal
So wie es ist: Leer, treulos und verlogen!
Und so sind auch die Weiber! „Nein, sei still!
So ist nicht jede, alle sind nicht so.
Sei still, ich weiß, bald wird die Stunde kommen,
Die so voll Seligkeit ist, daß der Rand
Von jedem Hauche überquillt, die Stunde,
Wo ich bei Ihr bin, sie bei mir, bei mir!
Still sinkt die Nacht herab . . . Kein Hauch, kein Laut . . .
Nur sachte tickt auf dem Kamin die Uhr . . .
Ich lieg' ganz ruhig wie ein Kind und fühle
Wie leise ihre warme weiche Hand
Mir durch die Haare streicht — im Traum hab' ich
Dies oft gefühlt, da war's schon Seligkeit —
Doch nun ist's Wahrheit, Wahrheit! daß bei ihr
Ich bin . . . Mein Haupt gelehnt an ihre Brust
Hörcht auf den Lauf des Bluts, das klingend ihr
Vom Herzen strömt, zu mir, in mich und wieder
Zurück in sie, als wären wir nur ein
Gefäß, nur eine Schale, drin das Leben
Erglüht in allem Tiefsten, Schönsten, ausblüht,
So unermesslich herrlich wie noch nie.
Mit sel'gen Stimmen ruft aus Traum und Wachen
In eine Welt, darin wir zwei allein
Kein Wunsch klagt aus der Tiefe, keine Sehnsucht
Streckt ihre Hände aus dem Dunkel vor.
Nur Friede rings um uns. Verschwunden ist
Was ist und war. Schmerz, Leiden, Reue, Haß
Und Ruhm und Ehre und so große Worte
Wie Weltgeschichte, all dies klingt nicht mehr,
Ist ausgelöscht, versenkt in eine Tiefe,
Die grundlos wie das Meer . . . Gleich tausend Harfen
Singt meine Seele, goldne Ströme stürzen

Herab zu Tal, aus Tiefen blauer Himmel
 Leuchten die Sterne, Ewigkeiten rauschen
 Aus Ewigkeiten her . . . wir steigen, steigen
 Hinauf ins Licht — tief unter uns verglimmt
 Die dunkle Erde — Eine klare Insel
 Schwebt in der Luft. Sie nimmt uns schweigend auf
 Und trägt uns engvereint der fernen, blauen
 Unendlichkeit in sel'gem Fluge zu“

F. D. Schmid

Die Tat

Parabel

Drei Menschen nahen dem Throne der Dankbarkeit: „Wir möchten dir dienen“, sagten sie, „denn wir sind dem Leben dankbar; gib uns eine Tat zu erfüllen, an der unser Gefühl zu ermessen ist!“

„Durchforscht die Welt und suchet selber die Tat!“ entgegnete die Dankbarkeit, „der besten will ich meinen Segen geben!“

Da machten sich die drei Menschen auf; sie durchwanderten die Weiten der Erde, die Tat zu suchen, welche der Gottheit Segen empfangen sollte. Nach einiger Zeit kehrten sie zurück zum Throne der Dankbarkeit.

Schweren Fußes nahte der erste der Göttin, und sein Auge war dunkel. „Ich schritt durch die großen Städte und die Dörfer der Einöde. Ich sah viel Leid und unversöhnliches Unglück, und das Wesen der Menschen ist gebeugt davon. Ihr Blick ist getrübt für die Sonne und ihren Schein. Ich löste von ihrer Last, so viel ich tragen konnte und will sie mit mir nehmen in die Ewigkeit! Sieh! mein Leben opfere ich dieser Tat!“

Er nahm seinen Dolch und sank nieder zu den Stufen des Thrones.

Im Antlitz der Göttin indessen blieb es still und verschwiegen, und keine Regung kündete ihr Gefühl.

Da hob der zweite die schimmernden Blicke: „Die Herrlichkeit der Welt leuchtet!“ sagte er, „und Kraft und Freude blühen! Tausendfältig wie die Farben des Abends am Meere, sind die Töne der Schöpfung. Und tausendfältig sind die Werke ihrer Geschöpfe. Ich will den Kampf und die Schön-